

Fabio Stassi

Die Seele aller Zufälle



DETEKTIVROMAN

Aus dem Italienischen
von Annette Kopetzki

Fabio Stassi

DIE SEELE
ALLER ZUFÄLLE

Detektivroman

Aus dem Italienischen von
Annette Kopetzki

für Angelo

Sie begriffen, dass ein Buch ein Labyrinth und eine Wüste war. Dass Lesen und Reisen wichtiger war als alles andere auf der Welt, vielleicht sogar ein und dasselbe, und man damit nie aufhören durfte. (...) Dass jedes System einer Schreibweise ein Verrat ist. Dass die wahre Poesie zwischen Abgrund und Unglück zu Hause ist (...). Dass die wichtigste Lektion der Literatur die Tapferkeit war (...). Dass Lesen nicht bequemer war als Schreiben. Dass man durch Lesen zweifeln und erinnern lernt. Dass die Erinnerung die Liebe war.

Roberto Bolaño
Die Nöte des wahren Polizisten

Tu vois, je n'ai pas oublié

Yves Montand
Les feuilles mortes

Erster Teil

A

*Je veux dédier ce poème
A toutes les femmes qu'on aime*

Ich heiße Vince Corso. Ich bin fünfundvierzig, Waise, und verdiene meinen Lebensunterhalt, indem ich Leuten Bücher verschreibe. Seit sechs Monaten wohne ich hier in der Via Merulana, in einer umgebauten alten Waschküche mit befristetem Mietvertrag. Ich gehe nur in antiquarische Buchläden, spiele die Schachpartien, die ich beginne, nicht mehr zu Ende, und wenn ich Lust dazu habe, höre ich mir Gian Maria Testa oder ein altes Chanson von Juliette Grco an. Manchmal gehe ich mit einer Freundin ins Bett, aber an die Liebe glaube ich schon seit einem Herbst und einem Winter nicht mehr. Eine alte Gewohnheit behalte ich jedoch bei: Jeden Tag gehe ich mit meinem stummen Hund Django aus dem Haus, um meinem Vater an die einzige Adresse, von der ich weiß, dass er dort wenigstens einmal übernachtet hat, eine Postkarte zu schicken.

Seit einer Woche komme ich jeden Nachmittag hierher, in diese Bierbar in einer abgelegenen Straße meines Viertels. Anfangs hatte ich sie nicht bemerkt. Es ist ein Lokal mit nur einem kleinen Raum und fünf Tischen, etwas für Leu-

te, die die überfüllten Bars im Monti-Viertel nicht mögen. Hierhin verschlägt es nur junge Paare, die nicht gesehen werden wollen, manchmal Freunde des tätowierten Jungen, der hinter der Theke ausschenkt, ein paar Deutsche mit dem Stadtplan von Rom in der Hand und Stammkunden wie mich. Vielleicht wird es abends voll, das weiß ich nicht, denn ich gehe früher.

Ich setze mich immer an denselben Tisch neben dem Fenster zur Straße und bestelle ein Rossa-Bockbier. Im Moment ist nur ein einziger Mann da, sein Hemd hat die gleiche Farbe wie die Wände, er tippt etwas in sein Handy. Von Zeit zu Zeit lächelt er, nimmt gutgelaunt einen Schluck und hebt den Blick zu der langen Reihe Flaschen auf dem Brett an der Wand. Dann widmet er sich wieder seinen Geschäften. Dieser Ort gefällt mir. Weil zwei Tänzer auf die Eingangstür gemalt sind. Weil sie Tango tanzen oder Habanera. Weil er meinem Warten etwas von einer Wette verleiht. Von hier aus kann ich nach draußen sehen und stundenlang lesen, ohne dass irgendjemand mir Fragen stellt.

Ich weiß nicht, ob der Mensch, den ich erwarte, kommen wird. Ich weiß nicht einmal, ob es ihn gibt. Aber ich kehre trotzdem wieder hierher zurück, das liegt in meiner Natur. Ich hatte immer eine Vorliebe für verpasste Treffen, schon als ich mein erstes Wimmern in dieser Welt von mir gab, hörte es nur meine Mutter. Doch sie sagte immer, dass unmögliche Ereignisse früher oder später geschehen, insofern man keine Angst und keine Eile hat. Und dass ich die Gabe hätte, sie geschehen zu lassen.

Als Kind vielleicht. Als ich in den Küchen der Hotels, wo meine Mutter arbeitete, kleine Zauberkunststücke improvisierte, einen Teller unter einer Serviette verschwinden

lassen konnte, und sie mit ihren Freundinnen so tat, als glaubte sie daran. Doch wer würde einem Typen wie mir jetzt glauben, einem, der zerknitterter ist als sein Jackett, ein offenes Buch auf dem Tisch und ein Glas vor sich hat und um sich herum all diese leeren Stühle?

Wenn bloß der Regen aufhören würde. Ein bisschen Angst habe ich schon, um ehrlich zu sein. Ich habe Angst, dass es gar keine Aufgabe gibt, die ausgeführt werden muss. Und dass dieser Tisch ewig leer bleiben wird.

Es wäre eine lange Geschichte, wenn ich erklären wollte, wie es so weit gekommen ist, dass ich auf ein Gespenst warte. Aber hier schaut nie jemand vorbei. Also erzähle ich mir diese Geschichte immer aufs Neue selbst, um mir einzureden, dass sie ein Ende haben wird.

Die vorletzte Patientin war eine Wahrsagerin, der von einem privaten Fernsehsender gekündigt wurde, weil sie ihr Talent, über die Zukunft zu tratschen, verloren hatte. Ich hatte zugesehen, wie sie die Bügel ihrer smaragdgrünen Brille aus den Haaren zog, die Brille abnahm und den Handrücken an ihre Stirn legte. Und unweigerlich war mir der Gedanke gekommen, dass alle, die in den letzten Monaten auf meinem alten Ledersessel saßen, immer wieder die gleiche verzagte und wütende Bitte an mich gerichtet hatten. Helfen Sie mir, Signor Corso.

Gerne hätte ich ihnen allen gesagt, dass ich es vorgezogen hätte, Schauspieler, Akrobat oder Musiker zu werden, fortwährend zu reisen und viel Liebe zu haben, die ich vergeben kann. Nicht schon vorher zu wissen, dass ich keinen von ihnen heilen kann.

Aber dies ist nun mal das Abenteuer, das ich vom Leben erhalten habe, es wird kein anderes mehr geben, also sage

ich mir, dass auch ich in einer Hafenstadt lebe, dass die Menschen auch in meiner Dachwohnung ein- und ausgehen, dass sie zittern, schweißige Hände und eine Geschichte zu erzählen haben.

An solche Sachen denke ich, wenn ich in der Bierbar sitze. Ich schreibe sie in ein Notizbuch. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Buchhalters erstatte ich Bericht über all meine Niederlagen. Dann höre ich auf zu schreiben. Ich blicke durchs Fenster dem Schatten eines letzten einsamen Autos nach, zahle und gehe nach Hause zurück.

»Sie sind ein Experte, nicht wahr?«

Unvorhersehbar wie die ersten Frühlingsregen war die Frau in meiner Einzimmerwohnung erschienen. Das Licht der letzten Märztag hatte die Einwohner Roms kaum überrascht, als sie aus den Metrostationen kommend in das Fieber dieser mittlerweile von Antennen, Schmutz und Perversionen verstopften Stadt eintauchten.

Die Frau hatte das Zimmer gemustert, mit der unwillkürlichen und souveränen Gleichgültigkeit, zu der ein weibliches Auge fähig ist, und in einem einzigen, entscheidenden Rundblick jedes Detail erfasst: den Deckenbogen, das Plakat von Buster Keaton, als Sherlock Holmes verkleidet, das Bett auf dem Hängeboden, die Kochnische im Hintergrund. Ich bin sicher, dass sie mir mit einer minimalen Fehlerquote hätte sagen können, was ich im Kühlschrank hatte. Es war nicht viel: ein offenes, schal gewordenes Bier, zwei Eier, eine Packung Gemüsehamburger und ein Schälchen Panna cotta. Die erbarmungslose Röntgenaufnahme einer Einsamkeit, wie es viele gibt. Der Bau, in den ich mich verkrochen hatte, ähnelte an diesem Tag weniger der Pra-

xis eines Bibliothérapeuten als einer Studentenbude, allerdings nicht unbedingt nach dem Vorbild nordischer Jugendherbergen.

Ich antwortete nicht, deutete nur ein bitteres Lächeln an. Sie fixierte mich auf dieselbe Weise, wie sie die Wohnung betrachtet hatte, und ich bekam große Lust, diese Arbeit, die ich für mich erfunden, das Nichts, das ich im Leben zuwege gebracht hatte und die ganze schmutzige alte Stadt, die verrotteter war als ihre Ruinen, zur Hölle zu schicken. Vielleicht war ich auch nur müde, hatte diese Quälerei satt, die Traurigkeit, die uns vergiftet, meine eigene Unzulänglichkeit.

Giovanna Baldini glättete sich seitlich die Haare. Ihr schwarzer Hosenanzug ließ die Fesseln frei. Sie musste etwas über sechzig sein, war aber noch immer eine sehr reizvolle Frau. Sie öffnete die Hände, ballte sie wieder zur Faust. Ihre Nervosität war mir schließlich unbehaglich.

Die Luft im Zimmer wurde knapp und trocken.

»Hören Sie«, sagte ich nach langem verlegenen Schweigen, »ich will ehrlich sein: Bis zum letzten Jahr habe ich Italienisch und Geschichte an Gymnasien unterrichtet, wenn man mich als Vertretung holte, und das ist alles, tut mir leid. Ich bin kein Experte, für gar nichts. Nicht einmal gegen den gewöhnlichsten Kopfschmerz habe ich ein Mittel. Kennen Sie das Hochstapler-Syndrom?«

Die Frau verzog keine Miene.

»Das ist eine Störung, die sich auch unter meinen Patienten verbreitet. Aber ich habe mir eine chronische Form zugezogen, fürchte ich. Jedenfalls müssen Sie sich keine Sorgen machen: Was auch immer Ihr Unwohlsein ist, irgendwo hat ein Schriftsteller sich ganz sicher damit be-

schäftigt, und Sie brauchen nur in die nächstbeste Buchhandlung zu gehen, um ihn zu entdecken.«

Nein, an diesem Nachmittag hatte ich keine Lust, mir die Gründe für eine weitere Verstimmung anzuhören, die ich nicht hätte lindern können. Und ebenso wenig hatte ich Lust, mich selbst ein weiteres Mal, obendrein laut, sagen zu hören, dass man einfach nur gelassen bleiben und lernen sollte, für sich selbst zu sorgen, weder andere zu versorgen noch selbst versorgt zu werden.

Doch Giovanna Baldini stand nicht aus dem Sessel auf, wie ich gehofft hatte. Sie holte Luft und sprach in einem distanzierten Ton, der meilenweit von meinen Befürchtungen entfernt war.

»Ich habe keinerlei Störung, die ich Ihnen gestehen müsste, beruhigen Sie sich.«

»Warum sind Sie dann hier?«

»Ich brauche den Rat eines Spezialisten. Ich werde Ihnen für alle Stunden, die Sie sich mit meinem Fall beschäftigen, das Doppelte Ihres Tarifs bezahlen.«

Ich nahm einen Bleistift vom Schreibtisch. Zugegeben, ich habe immer eine Schwäche für Leute gehabt, die sofort und offen über Geld sprechen.

»Ich vermute, dass Sie, um ein Gewerbe wie das Ihre zu betreiben, zumindest eine ganze Menge Bücher gelesen haben und sich vor allem an sie erinnern, habe ich recht?«

Ich schwieg aus Scham über die Gründe, die mich zur Bibliothek geführt hatten. Auch verschwieg ich, dass Lesen für mich immer ein Weg gewesen ist, mir meine Grenzen bewusst zu machen.

»Sind Sie bereit, sich zu beweisen?«

Gerne hätte ich geantwortet, dass ich mich in den letzten

Monaten andauernd, in jedem einzelnen Moment hatte be-
weisen müssen. Aber ich zog es vor, ein besonnenes, hart-
näckiges Schweigen zu wahren.

»Es geht darum, herauszufinden, aus welchem Buch be-
stimmte Wörter stammen. Glauben Sie, dass Sie das kön-
nen?«

Giovanna Baldini versuchte, konkreter zu werden.

»Wenn ich Ihnen zusammenhanglose Sätze diktieren wür-
de, könnten Sie daraus auf den Roman schließen, in dem
die Sätze vorkommen?«

»Geht es um Autorenrechte?«

»Nein, es handelt sich um eine Privatangelegenheit.«

Sie hatte den Köder ausgeworfen. Jetzt war es an mir, zu
entscheiden, ob ich ihr weiter zuhören oder sie zur Tür brin-
gen wollte.

»Es ist für meinen Bruder. Er verliert sein Gedächtnis. Die
Ärzte nennen es Alzheimer, aber das dient nur der Vereinfachung. Man müsste für jeden Kranken eine andere Be-
zeichnung finden. Das Gehirn wird immer löchriger, wis-
sen Sie? Erst verliert man das Kurzzeitgedächtnis, dann
jede Erinnerung. Es gibt keinen einheitlichen Verlauf, der
eine wird aggressiv, der andere depressiv, wieder ein ande-
rer verliert den Orientierungssinn. Gemeinsam haben die-
se Kranken nur dasselbe Schicksal: die Aphasie, und bald
auch die Unfähigkeit, für sich selbst zu sorgen.«

»Und wo ist Ihr Bruder in dieser Kasuistik zu verorten?«

»Es ist schon eine Weile her, da fing er an, Dinge durch-
einanderzubringen, er irrte sich bei Namen. Mein Mann
machte Witze darüber. Wir alle treffen mit fortschreiten-
dem Alter mal daneben, ist das nicht normal? Nein, es war
nicht normal. Er selbst merkte als Erster, dass etwas nicht

stimmte. Anfangs verschloss er sich in einer stolzen Melancholie, die gar nicht zu seinem Charakter passte. Wir dachten, es sei nur der Kummer darüber, dass er altert. Doch irgendwann hat er uns gebeten, ihn zu einem Spezialisten zu bringen. Also haben wir ihn eines Vormittags ins Krankenhaus Nuovo Regina Margherita begleitet, er wollte sich unbedingt einem Test auf Altersdemenz unterziehen. Wissen Sie, mein Bruder ist über zwanzig Jahre älter als ich. Er stammt aus einer früheren Ehe.«

»Einer Ehe zwischen wem?«

»Als unser Vater Witwer wurde, hat er eine viel jüngere Frau geheiratet.«

Ich nickte. Giovanna Baldini nahm den Faden wieder auf. »Zuletzt bat ihn der Arzt, ein Papier zu unterschreiben, doch er wusste nicht mehr, wie sein Name geschrieben wird. Mein Mann dachte, er wollte uns alle auf den Arm nehmen, denn er ist immer ein Spaßvogel gewesen. Der Arzt hielt das nicht für einen Scherz. Er nahm ihn ernst und verschrieb Medikamente. Die halfen nicht besonders. In den darauffolgenden Wochen verhielt er sich immer merkwürdiger. Er wurde wütend, weil er ein bestimmtes Buch nicht im Regal finden konnte, und behauptete, daran seien nachtaktive Tiere schuld, die seine Bibliothek in Unordnung brachten und auch sein Geld versteckten. Einmal rief er mich abends in höchster Aufregung an und bat mich, ihm sofort einen Sarg aus Holz zimmern zu lassen, damit der immer im Haus sei, für den Fall seines Todes. Aber, so betonte er, wir dürften niemandem trauen, denn alle Menschen hätten Doppelgänger, mit denen sie sich abwechselten, das dürften wir nie vergessen. Innerhalb kurzer Zeit war auch seine Sprache entstellt. Mitten im Gespräch tauchten plötz-

lich Wörter auf, die nichts mit dem Thema zu tun hatten, dann ganze Sätze, wie bei Störgeräuschen durch andere Sender, während man ein Radioprogramm hört. Wir mussten uns dem Unvermeidbaren stellen: Er konnte nicht mehr allein leben. Solange es möglich war, haben wir ihm eine Pflegekraft zur Seite gestellt, einen Monat später noch eine, weil er auch nachts überwacht werden musste. Doch die Krankheit schritt unerbittlich voran, und auf den Rat seines behandelnden Arztes hin haben wir ihn in eine Spezialklinik einweisen lassen. Sie liegt nicht weit von hier, in der Via delle Sette Sale. Wenige Schritte von der kleinen Villa aus dem neunzehnten Jahrhundert entfernt, seinem Zuhause. Jetzt geht er die ganze Zeit im Flur auf und ab. Manchmal setzt er sich auf einen Stuhl, doch wenn er mich sieht, bricht er in Gelächter aus, in dieses schöne, ansteckende Lachen, das immer typisch für ihn war, dann verengen sich seine Augen, und eine rasche Folge Gluckser schüttelt ihn. Nach einer Weile lachen dann auch die anderen hinter ihm.«

»Wann fing das an?«

»Erst vor ein paar Jahren. Aber in den letzten Monaten hat sich alles überstürzt.«

»Und welche Beziehung hat Ihr Bruder zu dem Buch, das Sie suchen?«

»Er hat sein ganzes Leben lang Sprachen studiert, war Dolmetscher, Konsul, Botschafter, Sinologe. Er hat die Welt bereist: Asien, Afrika, Südamerika. Sprachen sind seine Leidenschaft, aber vielleicht sollte ich jetzt in der Vergangenheit sprechen. Zu Hause besitzt er eine Bibliothek, auf die jede Universität neidisch wäre. Bücher aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und zahllose Texte, die er den Scheiterhaufen der chinesischen Kulturrevolu-

tion entrissen hat, wie er immer stolz erzählte, und die es vielleicht nirgendwo anders auf der Welt mehr gibt. Allein an Wörterbüchern hat er Sammlungen aller Art: Urdu, Tamil, Suaheli, Zulu... Es gefiel ihm, die Form zu betrachten, die ein und dasselbe Wort in jedem Land annimmt.«

Giovanna Baldini fuhr sich mit der Hand über die Augen, dann sah sie mich wieder an.

»Andauernd füllte er Hefte mit unverständlichen Alphabeten. Er liebte die Literatur und rühmte sich, Dichter aus mindestens sieben verschiedenen Ländern im Original lesen zu können. Mandarin sprach er flüssig, wie auch fast alle romanischen Sprachen, und er verstand Arabisch. Es ist wirklich eine Verschwendung, dass er all diese Kenntnisse verliert oder schon verloren hat.«

Ich legte den Bleistift auf den Tisch.

»Das ist ein großes Unglück für Ihren Bruder.«

»Ja, und denken Sie nur, dass Übersetzer oder mit Sprache beschäftigte Menschen zu denen gehören, die am wenigsten von Alzheimer betroffen sind.«

»Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet. Welche Beziehung hat er zu dem Buch, das Sie suchen?«

»Als sich sein Zustand verschlechterte, hatten wir oft den Eindruck, er müsste uns etwas sehr Wichtiges sagen. Er bemühte sich, kämpfte mit den Worten wie mit angriffslustigen wilden Tieren, die er nicht bezähmen konnte. Aber schließlich musste er erschöpft aufgeben. Er konnte nichts anderes mehr aneinanderreihen als abgehackte, sinnlose Silben. Jetzt unternimmt er keinen Versuch mehr. Die Sprache zu verlieren, war der böseste Scherz, den das Schicksal einem polyglotten Menschen wie ihm spielen konnte. Wie ein Musiker, der seine Hände nicht mehr benutzen kann.

Seit ein paar Tagen aber wiederholt er immer dieselben Sätze, ohne sich zu verhaspeln. Sätze, die keinerlei Verbindung miteinander haben. Das wirkt fast komisch. Sie ähneln einem sinnlosen Kinderreim, der mit ein paar Flüchen durchsetzt ist. Wer weiß, aus welchem Brunnen er sie gefischt hat, ob sie von ihm oder von jemand anderem stammen. Wir haben alle vermutet, dass es Bruchstücke sind, die aus seiner Kindheit auftauchen. Bis eines Nachmittags einem Arzt während der Untersuchung eine Bemerkung entschlüpft ist: Dieser Mann hat zu viel gelesen. Und da ist mir der Gedanke gekommen, dass die Sätze, die er andauernd wiederholt, in Wirklichkeit Zitate sind. Darum bin ich bei Ihnen. Ich glaube, dass sie zu einem Roman gehören. Mein Bruder war ein unersättlicher Leser, es wäre nicht verwunderlich, wenn ihm zumindest die Spur eines Buches geblieben wäre, von allen, die er im Leben gelesen hat. Es heißt, dass die Krankheit nur das musikalische Gedächtnis intakt lässt, doch vielleicht sitzt die Lektüre ja im selben Teil des Gehirns. Er konnte lange Passagen vieler Klassiker auswendig zitieren. Die *Frühlings- und Herbstannalen*, die *Ilias*, die *Odysee*, Horaz, Goethes *Faust* auf Deutsch, sehr viele Gedichte. Es ist nur eine Vermutung, aber wenn es dieses Buch gibt, würde ich gerne wissen, welches es ist. Und wenn Sie es fänden, könnte ich es ihm vorlesen, ein paar Seiten jeden Tag. Das wird den Verlauf der Krankheit nicht aufhalten, könnte ihn aber verlangsamen, immerhin gehören diese Sätze zu den letzten Dingen, an die er sich erinnert. Ich bin sicher, es wäre eine ausgezeichnete und nützliche Übung.«

Giovanna Baldini zog ein Blatt Papier aus ihrer Tasche.

»Hier habe ich die mysteriösen Wörter aufgelistet, die in

seinem Mund wiederaufgetaucht sind. Es sind etwa sechzig Wörter in sechs Sätzen. Mehr Informationen habe ich leider nicht. Es hat aber keinen Zweck, mühsam bei Google zu suchen, Sie können so viele Kombinationen versuchen, wie Sie wollen, es kommt nichts dabei heraus.«

Ich überlegte, dass diese Geschichte nicht ungewöhnlicher war als andere, die ich in den letzten Wochen gehört hatte. »Ich weiß sehr wohl, dass dieser Versuch weder Hand noch Fuß hat und mich nirgendwohin führen wird. Aber ich hänge sehr an meinem Bruder. Er war ein richtiger Bruder, kein Stiefbruder. Er hat mir erklärt, dass es dafür nur im Italienischen und Spanischen ein Wort gibt, *fratellastro*, *hermanastro*. In anderen Sprachen gibt es das Wort Halbbruder, *half-brother*, *demi-frère*. Für mich war er in Wahrheit ein Quasi-Vater. Wenn er mich von der Schule abholte, dachten alle meine Schulkameraden, er sei mein Vater. Ich ließ sie gerne in dem Glauben. Solange er bei uns wohnte, hat er mich immer beschützt und mir geholfen. Er hat mir das Lesen beigebracht. Niemand habe eine hübschere Schwester, schwor er, und als er zu reisen begann, versäumte er nie, mir zu schreiben oder mir Geschenke mitzubringen. Als ich älter wurde, schickte er mir sogar Geld. Was auch immer ich gebraucht hätte, ihn hätte ich darum bitten können. Ach, bevor ich es vergesse, hier ist ein Vorschuss für Ihre Zeit und die Spesen.«

Sie legte eine beträchtliche Anzahlung auf den Tisch und erhob sich aus dem Ledersessel.

»Ich hoffe wirklich, bald von Ihnen zu hören.«

Auch ich stand auf. Es war eine übertrieben hohe Summe.

»Bitte entschuldigen Sie, Signora Baldini, aber ich bin nicht der Richtige für Sie, glauben Sie mir. Ihr Anliegen ist ein

vertracktes Rätsel, das nicht die geringste Wahrscheinlichkeit einer Lösung bietet. Nehmen Sie irgendeinen Roman und lesen Sie ihm daraus vor, Ihrem Bruder wird er trotzdem gefallen.«

Obwohl es mich große Überwindung kostete, schob ich ihr die Geldscheine hin, die sie mir angeboten hatte.

Giovanna Baldini ignorierte es.

»Ich bitte Sie, mir liegt so viel daran, und ich weiß nicht mehr, an wen ich mich wenden soll. Sie haben meine Telefonnummer. Sollte Ihnen zufällig etwas einfallen, rufen Sie mich an, jederzeit.«

Sie ging, bevor ich sie aufhalten konnte. Ich hörte das Geräusch der zuschnappenden Tür widerhallen wie eine Arrhythmie und blieb mitten im Raum stehen, allein, unbeholfen und sprachlos. Django rieb sich an meinen Beinen, forderte mich auf, sein langes dunkles Maul zu liebkosen. Ich legte einen Finger auf die Vertiefung, die von seinen Augen bis zur Nase läuft und massierte sie leicht. Dann suchte ich eine alte Platte der *Noir Désir*, *Le vent nous portera*, legte sie auf und erhöhte die Lautstärke.

B

*Pendant quelques instants secrets
A celle qu'on connait à peine*

Kaum war Giovanna Baldini gegangen, bekam ich große Lust, Marta, meiner besten Freundin, zu schreiben. Denn man sollte nie Zeit verlieren, sondern sich beeilen, den Menschen, denen man verpflichtet ist, das zu sagen, was zählt. Ich hätte ihr liebevolle und verzweifelte Sätze schreiben wollen, ihr sagen, dass sie die Partnerin war, die ich nicht gehabt hatte, dass sie mir manchmal fehlte, aber nicht wie einem irgendeine Freundin fehlt. Mir fehlten ihre Stimme, ihre Art zu lachen, ihr Gesicht über mir in der wachen Luft des Morgens und der Himmel des Stadtviertels.

Dieser Gedanke kam mir oft. Aber dann schrieb ich nichts, stützte mich aufs Fensterbrett, zündete mir wieder eine Zigarette an und verlor mich im Rauch. Als hätte es mir, nachdem Serena mich verlassen hatte, letztlich gefallen, eine Einsamkeit zu haben, in die ich mich versenken konnte, und die Leere der Wohnung in meinem Rücken zu spüren, wo es nur Djangos Schritte gab. Als wäre diese Einsamkeit das Einzige, was ich im Leben zuwege gebracht hatte, als müsste ich sie verteidigen, auch wenn sie den metallischen Geschmack hatte, den Blut aus einer Wunde

auf den Lippen hinterlässt. Vielleicht war Marta auch der einzige Mensch, der es verdiente, vor der düsteren Stimmung geschützt zu werden, die mich manchmal überfiel, vor meinen Büchern, vor den französischen Chansons. Das hätte ich ihr schreiben wollen: Ich möchte dich beschützen, Marta, aber ich kann es nicht.

Ich weiß noch immer nicht, auf wen oder was ich in dieser Bierbar warte. Vielleicht nur auf jemanden, der nicht kommen wird. So habe ich als Junge mit den Frauen, die mir in Romanen begegneten, unmögliche Treffen vereinbart und gehofft, einem kindlichen Leser wie mir würden sie sich früher oder später zeigen.

Seit eh und je, seit ich lesen kann, habe ich nichts anderes getan, als Bücher in eine Ordnung zu bringen, und die Bücher ihrerseits haben mein Leben durcheinandergebracht. In meiner Wohnung sind sie in jeder Ecke verstreut. Eins über das andere gestapelt, quer liegend, schwankend. Auf den zehn Zentimeter breiten Brettern, die ich miteinander verbolzt und an der Wand befestigt habe, ragen sie alle bis zur Hälfte hinaus, scheinen in der Leere zu schaukeln. Die Ordnung, die ich ihnen gab, ging innerhalb weniger Monate unter. Die Geschichten von unerwiderter Liebe vermischten sich mit Ehebruchsgeschichten, die Romane über das Gift des Alterns mit den Klassikern über die Jugend. Wer weiß, wo der junge Werther und der junge Holden, Milady und Scarlett O'Hara, Joseph Conrads Hauptmann Ferraud und Alexandre Dumas' Abbé Faria geblieben sind. Sich an die Cover zu erinnern, erhöht nur die Frustration.

Immer wenn ich ein Buch brauche, von dem ich nur einen vagen Anhaltspunkt im Kopf habe, aber weiß, dass ich es

besitze, verliere ich viel Zeit damit, es zu suchen. Und wenn ich es finde, ist das nur ein glücklicher Zufall.

Im Laufe der Jahre habe ich eine ansehnliche Bibliothek zusammengetragen, vor allem durch Herumstöbern auf Antiquariatstischen, aber ich besitze nicht mal eine Konsole, wo ich nachts meine Hausschlüssel hinlegen kann. Oder die ich mit nutzlosem Kram, mit Fotografien und anderen unwichtigen Dingen vollstellen kann. Ich habe den verfügbaren Raum aufs Notwendigste beschränkt und diese Wohnung zum Hauptquartier all meiner Erinnerungslücken gemacht.

Seit langer Zeit lebe ich in einem von Gespenstern heimgesuchten Universum. Mein Gedächtnis ist überschwemmt von Inhaltsangaben, Frontispizen und Buchrückentexten. Es hat die Form und die Umrisse der konkreten, greifbaren Erfahrung verloren. Mit jedem Buch, das ich lese, entziehe ich der Wirklichkeit einen Meter Boden.

Dennoch hänge ich noch immer mit einer leichtsinnigen Liebe an der Literatur, empfangen weiterhin Patienten und gebe ihrem Kummer einen vorübergehenden, wie auch immer prekären Unterschlupf, weil ich überzeugt bin, dass es nichts Menschlicheres gibt als das Lesen, und dass ein Buch sogar versehentlich ein Heilmittel sein kann. Doch die Worte anderer können keinen von uns retten, wenn sie nicht unsere eigenen werden.

Von der Straße stieg der Geruch nach Kreuzkümmel und anderen indischen Gewürzen auf. Das begann schon am Morgen, aber abends wurde der Geruch stärker.

Ich holte eine der steifen Postkarten hervor, die ich in der Truhe aufbewahre, und begann, voller Wut ein Gedicht auf-

zuschreiben, das ich als Kind ganz auswendig gelernt und jetzt nur noch bruchstückhaft im Kopf hatte, obendrein in entgegengesetzter Bedeutung. Aber ich schrieb nicht an Marta, sondern an meinen Vater, oder besser an den Fremden, der mich eines Nachts unabsichtlich gezeugt und sich dann in Luft aufgelöst hatte.

Rette dich nicht, Vater,

Angst soll dich erfüllen.

Und es sei dir unmöglich, dich irgendwo zu verstecken.

Und du sollst immer Lippen haben, die man zerfetzen oder schlagen kann.

Und es sei nie leicht für dich, einzuschlafen.

Gern hätte ich die Glasscheibe zerschlagen, die sich zwischen mich und die Welt geschoben hatte. Ich wäre gern gegen etwas geschlagen, hätte mir in die Hände schneiden wollen. Stattdessen schlüpfte ich in die Schuhe, nahm ein Päckchen Gitanes vom Schreibtisch, legte Django die Leine an und ging hinaus, um die Postkarte einzuwerfen.

Nachts gehen in diesem Viertel nur Gespenster spazieren. Die Arkaden der Piazza sind immer menschenleer, die Rollläden der Geschäfte heruntergelassen, die Treppen, die zur Metro hinunterführen, durch ein Gitter verschlossen. Sogar die Zeichnungen und Aufschriften auf den Haustüren wirken trostlos und banal.

Manchmal bewegt sich etwas. Ein Tier macht sich hinter einer Säule davon. Ein Mann, unter einer Decke begraben, bewegt einen Arm. Ein anderer knöpft sich in einer Ecke die Hose auf. Aber das sind nur kurze Unterbrechungen im sandigen Licht der Piazza. Wie der Lichtreflex der Straßenbahnen auf den Mauern. Flüchtige Schatten, wie meiner.

Am nächsten Tag blieb ich bis zum späten Vormittag im Bett. Ich hatte geträumt, dass ich eine lange Reise mit einem Regionalzug mache. An jeder Haltestelle stieg ein Eisenbahnbeamter mit einer schwarzen Augenklappe ein und verlangte meine Fahrkarte. Ich suchte in meinen Hosentaschen, in der Briefftasche, im Rucksack, konnte sie aber erst nach einer langen, qualvollen Suche finden. Erleichtert zeigte ich sie vor, doch der Zugführer zog seine Mütze in die Stirn und bedeutete mir mit einer vielsagenden Geste, dass ich den Platz für meinen Namen freigelassen hatte. Mir brach der Schweiß aus, ich war verlegen, als hätte ich die Fahrkarte eines anderen gestohlen und wäre nun erwischt worden. In Wirklichkeit wusste ich nicht mehr, wie ich hieß, schämte mich aber, es zuzugeben. Unterdessen fuhr der Zug weiter, und der Kontrolleur ging die Polizei holen. Ich durchquerte den Waggon mit schnellen Schritten, dann den nächsten und noch einen, hinter mich blickend. Die anderen Passagiere beobachteten mich misstrauisch, aber alle ließen mich durch.

Noch immer verwirrt stand ich auf und trat an das hölzerne Geländer des Hängebodens. Ein blasser Streifen Sonnenlicht fiel durch eines der beiden Fenster, lief bis zum Rand des Schreibtischs und mischte sich unter die Linien des Teppichs. Draußen, wenige Meter entfernt, fuhren Busse mit großen Reklameaufschriften vorbei, blinkten Ampeln, gingen eine Menge Touristen und Unglückliche durch die Straßen, doch all das Getriebe klang gedämpft und fern in meiner Dachwohnung, als gehörte es zu einer anderen Stadt, einem anderen Mieter.

Das Papier, das Giovanna Baldini mir gebracht hatte, hatte ich zusammen mit dem Geld in einer Schublade versenkt.

Ich stieg nach unten und stellte mich unter die Dusche. Serena mochte kein warmes Wasser. Ich musste immer aufpassen, dass sie sich nicht verbrühte. Doch in dieser Wohnung war Serena nie gewesen, also ließ ich zu, dass das Wasser kochend heiß wurde und mir die Haut verbrannte. Erst als die Duschkabine voller Dampf war, drehte ich den Hahn zu und seifte mir den Rücken ein.

Die Zeit, zu der die Leute frühstücken, war lange vorbei. Ich hätte schon jetzt hinuntergehen können, um mir etwas zum Mittagessen zu holen. In den letzten Monaten hatte es mir nie an Zigaretten und Bier gemangelt, und wohl zum ersten Mal in meinem Leben stand ich bei keinem mehr in der Kreide. Dennoch blieb ich nach Abzug der Miete, der Reinigung, des Waschalons, der chinesischen Restaurants und ein paar alter Platten immer hartnäckig in den roten Zahlen. Ich holte ein Ichnusa-Bier aus dem Kühlschrank und setzte mich an den Schreibtisch. Obwohl der Frühling gerade begonnen hatte, gab die Kälte der letzten Wochen nicht nach.

Ich öffnete die Schublade. Giovanna Baldini hatte ihr Geld nicht zurücknehmen wollen, weil sie es schon abgeschrieben hatte. Ich würde es ihr nie zurückerstatten, das wusste auch sie.

Mit einer Hand glättete ich das Papier, das sie mir gegeben hatte. Wenn es sich um eine Seite aus einem Roman handelte, waren viele Zeilen gestrichen.

Der erste Satz erschreckte mich, als wäre plötzlich einer der Bettler, die unter den Arkaden am Hauptbahnhof um Almosen bitten, mit einem zerschlissenen Sack über der Schulter und verbundenen Händen in meine Wohnung gekommen und hätte gesagt:

›Auch Sie sind pleite gegangen.«

Es folgte eine stolze Bestätigung des Überlebens:

›Ich bin noch hier.«

Ein widersinniger Satz:

›Der Bär, der mir die Zeitung kaufen ging.«

Eine Bitte:

›Bitte machen Sie das noch einmal.«

Und zwei Flüche:

›Scheiße, ich sage 28 an!«

›Verdammt noch mal, hab ich mich erschrocken!«

Sie hintereinander zu lesen oder die Reihenfolge zu vertauschen, half nicht viel. Dennoch war ihnen ein musikalischer Ton gemeinsam. Sie schienen wie Fetzen aus demselben Koffer.

Waren sie wirklich das, was vom verheerten Gedächtnis eines Menschen blieb? Aber was war zwischen ihnen zerbrochen? Welches Bild verbargen sie? Und was fehlte dazwischen oder war gelöscht worden?

Ich las sie wieder und wieder.

So zusammenhanglos und isoliert, wie sie auf diesem Papier erschienen, erinnerten sie mich an die Technik des

caviardage. In der Schule hatte ich sie oft benutzt. Die Schüler und ich fotokopierten berühmte Passagen aus dem Roman *Die Brautleute*, zum Beispiel die Begegnung zwischen Don Abbondio und den Bravi:

»Ihr habt die Absicht«, sagte der andere in drohendem und erobstem Ton, als hätte er einen Untergebenen bei der Planung eines Schurkenstreiches ertappt, »Ihr habt die Absicht, morgen Renzo Tramaglino und Lucia Mondella zu trauen!«

»Nun, ja ...«, antwortete Don Abbondio mit zittriger Stimme.

»Nun, ja, die Herren sind doch Männer von Welt und wissen, wie so etwas geht. Der arme Pfarrer hat gar nichts zu melden: Die Leute machen ihre Sachen unter sich ab, und dann ... dann kommen sie zu uns, so wie man zu einer Bank geht, um etwas abzuheben. Wir sind ... wir sind nur die Diener der Allgemeinheit.«

»Also gut«, sagte der Bravo dicht an seinem Ohr, aber in feierlichem Befehlston, »diese Trauung wird nicht stattfinden, weder morgen noch sonst irgendwann.«

»Aber meine Herren«, erwiderte Don Abbondio mit sanfter und liebenswürdiger Stimme, als wollte er einen Ungeduldigen überzeugen, »meine Herren, seid doch bitte so gütig und versetzt Euch einmal in meine Lage. Wenn die Sache von mir abhinge ... Aber seht doch, ich habe gar nichts davon, mir bringt es nichts in die Tasche ...«

»Genug!« unterbrach ihn der Bravo. »Wäre die Sache durch Rederei zu entscheiden, würdet Ihr uns in die Tasche stecken. Wir wissen nichts von diesen Dingen und wollen nichts davon wissen. Ihr seid gewarnt ... Haben wir uns verstanden?«

»Aber meine Herren, Ihr seid zu rechtschaffen, zu vernünftig, um ...«

»Also jedenfalls«, unterbrach ihn diesmal der andere Bravo, der

bisher geschwiegen hatte, »jedenfalls wird diese Trauung nicht stattfinden, oder ...« – hier folgte ein derber Fluch – »wer sie vollzieht, wird das nicht mehr bereuen können, weil ihm dazu keine Zeit mehr bleibt, und ...« – ein weiterer Fluch.

»Sei still«, hob der erste Redner wieder an, »der Herr Pfarrer ist ein Mann, der das Leben kennt, und wir sind Ehrenmänner, die ihm nichts Böses tun wollen, solange er nur vernünftig ist. Herr Pfarrer, Seine Gnaden unser Herr Don Rodrigo läßt Euch herzlich grüßen.«

Dieser Name wirkte auf Don Abbondio wie ein Blitz in einem nächtlichen Gewitter, der mit einem Schlage alles erhellt und den Schrecken noch vergrößert. Er machte instinktiv eine Verbeugung und sagte: »Wenn die Herren mir ein wenig erklären könnten ...«

Dann nahmen wir einen schwarzen Stift mit breiter Spitze und löschten lange Passagen oder einzelne Sätze und ließen nur wenige Wörter stehen, die, aneinandergereiht, andere, unverdächtige Ketten von Bedeutungen bildeten:

_____ Wenn _____

_____ Wir

_____ wollen _____
